



Die farbigen Wolken im Garten des Hospizes, das derzeit renoviert wird, wurden im Rahmen der Trauerarbeit für Kinder gestaltet.

Fotos: Lichtgut/Max Kovalenko



Erst Pfarrerin, dann Studienleiterin, später Klinikseelsorgerin und heute die Leiterin des Evangelischen Hospizes in Stuttgart: Elisabeth Kunze-Wünsch



Oberhalb der Dobelstraße begann das Gespräch zwischen Elisabeth Kunze-Wünsch und Redakteur Ingmar Volkmann. Es führte passenderweise an der Sünderstaffel vorbei.

„Den Tod darf es niemals auf Krankenschein geben“

Sommerinterview Die Angst vor dem Sterben relativiere sich durch eine genüssliche Lebensgestaltung, findet Elisabeth Kunze-Wünsch. Die Leiterin des Hospizes Stuttgart erklärt im Interview außerdem, wieso die Kriegserfahrung in Deutschland den Tod in die Schmutzdecke verdrängt hat. *Von Ingmar Volkmann*

Elisabeth Kunze-Wünsch hätte an einigen Orten in Stuttgart einiges zu sagen. Am Ende entscheidet sich die Leiterin des Evangelischen Hospizes für ein Heimspiel, für einen Spaziergang in Halbhöhenlage zwischen bestehendem Hospiz und geplantem Kinderhospiz an der Diemershalde. Im letzten Sommerinterview in diesem Jahr geht es um Lebensfreude und den richtigen Umgang mit dem Tod.

Frau Kunze-Wünsch, ist es nicht skandalös, dass wir alle sterben müssen?

Natürlich. Jeder Mensch, der intensiv lebt und seelisch gesund ist, genießt das Leben. Ich empfinde es als Skandal, dass die Menschen, die ich liebe, die mir nahestehen, sterben werden. Das empfinde ich als schlimmer als meinen eigenen Tod.

Tatsächlich?

Ja. Ich bin jetzt 60 und habe schon zwei Freunde durch Krebs verloren. Das finde ich beängstigend.

Vor dem eigenen Tod haben Sie weniger Angst, weil er abstrakt und weit weg ist?

Er ist abstrakter. Ob er weit weg ist, weiß ich ja nicht. Durch meine Tätigkeit stehe ich in ständiger Auseinandersetzung mit dem Tod und beschäftige mich damit, wie es mir gehen würde, wenn ich schwer erkrankte und stürbe. Das macht einen Teil unserer Ausbildung aus: die Auseinandersetzung mit dem eigenen Sterben.

Sind Sie also routinierter im Umgang mit dem Tod?

Ich muss nicht so viel Energie aufwenden, ihn zu verdrängen, weil er immer präsent ist. Trotz der skandalösen Seite des Todes ist es für mich auch keine Horrorgestaltung, weil der Tod für mich nicht das Ende bedeutet, sondern einen Übergang, ein Tor in eine andere Existenzform.

Ihr Glaube hilft Ihnen bei der Vorstellung?

Dank meines christlichen Glaubens, aber auch dank der Beschäftigung mit anderen Todesvorstellungen der Kulturgeschichte bin ich mir sicher, dass es zwei Tore gibt. Das erste Tor führt durch den Mutterleib in die Welt, die wir jetzt kennen. Und das zweite Tor führt in eine andere Welt, die ich Ewigkeit nennen kann oder Bei-Gott-Sein.

Können Sie uns verraten, wie es nach dem zweiten Tor aussehen wird?

Nein.

Schade, ich hatte auf Insiderwissen gehofft. Wenn ich Insiderwissen preisgeben könnte, wäre ich jetzt wahrscheinlich nicht hier. So wie ich Verstorbene erlebe, kann ich mir aber nicht vorstellen, dass das ein schrecklicher Ort ist. Die Entspannung in den Gesichtern und Körpern von toten Menschen macht mir Hoffnung.

„Das Staunen ist eine spirituelle Haltung.“

Elisabeth Kunze-Wünsch über Sterbende

Wie oft haben Sie diese Entspannung schon erlebt?

Sehr oft. In der Station für Erwachsene sterben ja ständig Menschen. Bis zu drei in der Woche.

Macht Ihre Arbeit nicht unendlich traurig?

Sterbebegleitung ist nicht nur Trauer, im Gegenteil, die Menschen sind ja mit ihrem Leben da und haben auch Humor. Man darf sich die Arbeit nicht depressiv vorstellen. Menschen, die schwere Schicksalsschläge verkraftet haben, brauchen alles außer Mitleid. Unterstützung ja, aber kein Mitleid, sondern Mitgefühl auf Augenhöhe.

Was raten Sie gegen die Angst vor dem Tod?

Um die Furcht vor dem Tod abzumildern, hilft auf jeden Fall eine genüssliche Lebensgestaltung. Meine kommenden Krisen oder Krankheiten habe ich ja eh nicht in der Hand. Es geht also darum, das Leben zu genießen und nicht abzuwarten oder etwas zu verschieben auf den Ruhestand oder den nächsten Urlaub.

Ihnen hilft es also, das Leben in vollen Zügen zu genießen, weil Sie tagtäglich sehen, wie schnell es herum sein kann?

Absolut. Wir sind ja alle nicht perfekt in unserer Lebensgestaltung, und es gibt auch so einen Bereich wie Pflicht. Aber auch Pflicht kann Freude machen. Es ist eine große Lebensschule, im Hospiz zu arbeiten.

Inwiefern?

Die Sterbenden sind im Gegensatz zu vielen Menschen in unserer Konsumgesell-

schaft in der Lage, kleinste Dinge wahrzunehmen und sich an ihnen zu freuen, über eine einzelne Gerbera oder eine Katze, die im Nebenzimmer des Hospizes schläft. Die Überfütterten nehmen solche Momente nicht mehr wahr. Das Staunen ist eine spirituelle Haltung, die wir von Kindern lernen können. Bei Kindern aus dem Grund, dass für sie alles neu ist. Bei Sterbenden ist durch den Abschied alles anders gefärbt.

Wie hat sich denn die Wahrnehmung von Tod und Sterben in unserer Gesellschaft verändert?



Sommerinterview

Die StZ spricht mit Stuttgartern an Orten, die ihnen wichtig sind.

Heute: Elisabeth Kunze-Wünsch

Die Hospiz-Bewegung hat viel geleistet, um den Tod aus der Tabu- und Schmutzdecke zu holen. Dank der Ehrenamtlichen oder Freiwilligen, wie wir eigentlich lieber sagen. Unsere Freiwilligen tragen die offene Haltung dem Sterben gegenüber wieder in ihr Umfeld, in die Gesellschaft hinaus. Es arbeiten 320 Ehrenamtliche für das Hospiz. Die Sterbebegleiter haben ihre Familien, Freundes- und Kollegenkreise und sind wichtige Multiplikatoren. In der täglichen Arbeit repräsentieren sie ein Stück Normalität. Hauptamt bedeutet eben immer Profession, Ehrenamt heißt Nachbarn oder Freunde. Im ambulanten Kinderhospiz gibt es Ehrenamtliche, die eine Familie über Jahre begleiten, da wird der Freiwillige zu einem Teil der Familie.

Seit wann ist der Tod Ihrer Meinung nach aus der Schmutzdecke heraus?

In den letzten 20 Jahren ist das passiert. Das Hospiz Stuttgart ist ein ganz guter Zeitzeuge. Das erste stationäre Hospiz wurde 1986 in Aachen eröffnet. Die Sitzwache wurde 1984 in Stuttgart gegründet, die ambulante Erwachsenenarbeit begann 1987. Da ist etwas in die Öffentlichkeit zurückgekommen, was früher durch eine kürzere Lebenserwartung viel stärker präsent war. In früheren Jahrhunderten sind Menschen überhaupt nicht so alt geworden. Es wurde ja auch zwei- oder dreimal geheiratet, nicht wegen Scheidung, sondern weil der Ehepartner gestorben ist, die Frau im Kinderbett, die Männer durch Seuchen, Kriege.

War der Tod in Deutschland deshalb so lange tabu, weil man mit der Kriegserfahrung zu kämpfen hatte?

Ja, natürlich. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Tod bei uns tabuisiert, weil er mit Schuld verbunden war. Der massenhafte Tod, der durch dieses Land in die Welt

BEGEISTERTE SPAZIERGÄNGERIN

Zur Person Elisabeth Kunze-Wünsch ist als Tochter eines Pfarrers in einem Dorf in Norddeutschland aufgewachsen. Von 1982 bis 1997 arbeitete sie als Gemeindepfarrerin, zuletzt geschäftsführend in der Evangelischen Kirchengemeinde Ludwigsburg-Neckarweihingen. Größtes Manko dieser Stelle: „Ständig musste man Wein trinken, die Bierbänke und -tische gehörten zur Grundausstattung“, erinnert sich Kunze-Wünsch lachend. Von 1997 bis 2003 war die 60-Jährige, die sich selbst als Teamplayerin bezeichnet, als Studienleiterin der Fächer Seelsorge und Gottesdienstgestaltung in der Vikarsausbildung tätig. Anschließend arbeitete sie bis 2012 als Klinikseelsorgerin am Bürgerhospital. Das Evangelische Hospiz Stuttgart leitet sie seit August 2012. Zum Ausgleich zu ihrer Arbeit singt Elisabeth Kunze-Wünsch gerne, zum Beispiel Songs von Leonard Cohen. Ihr Lieblingslied: „Halleluja“ – natürlich.

Zum Ort Elisabeth Kunze-Wünsch ist eine leidenschaftliche Spaziergängerin. Deshalb fand ein großer Teil des Sommerinterviews laufend statt zwischen dem Stuttgarter Hospiz an der Staffenbergstraße 22, das derzeit renoviert wird, und dem geplanten Kinderhospiz an der Diemershalde, wo am 30. Oktober um 11 Uhr der Spatenstich stattfindet. *ivo*

gekommen ist. Der hat so ein schweres Schuldempfinden hinterlassen, dass es sehr lang gebraucht hat, um da wieder ranzugehen. Das war ein sehr großer Verdienst der Studentenbewegung.

Den Tod hat aber auch die Studentenbewegung nicht abschaffen können. Welcher Zustand ist der schlimmste vor dem Tod?

Neben der Einsamkeit sind körperliche Schmerzen ein schlimmer Zustand. Die Voraussetzung für eine angemessene Sterbebegleitung ist die Palliativmedizin. Deshalb sind auf unserer Station gute Pflegefachkräfte und Palliativmediziner, die im Umgang mit Schmerzen geschult sind. Dass weiß jeder, der Zahnweh hat. In dem Fall ist doch jedes Gespräch völlig egal. Da renne ich zur Notbehandlung und will keine tröstenden Worte, sondern dass der Schmerz aufhört. Es ist eine Kunst, Medikation so zu verschreiben, dass den Menschen wirklich geholfen ist. Dass diejenigen, die bis zum Schluss klar bleiben wollen, nicht im Dämmerzustand im Bett liegen. Und gleichzeitig gilt: Schmerz hat immer auch eine seelische Dimension, die Zuwendung braucht.

Von der Palliativmedizin zur Sterbehilfe. Wie stehen Sie dieser gegenüber?

Bei dem Wunsch, dem Leben ein Ende zu setzen, würde ich immer genau nachfragen. Wie kommt es zu diesem Wunsch? Wurde eine seelsorgerliche, psychosoziale Begleitung und eine Schmerztherapie versucht?

Wenn das Leben aber überhaupt nicht mehr lebenswert ist?

Wenn ich die genauen Umstände nicht kenne, enthalte ich mich in einer Wertung. Das sind ja Lebensumstände, wie die Hirntumorkrankung eines 40-Jährigen, die ich nicht kenne. Ob ich diese Geduld hätte, das zu ertragen? Rechtlich geebnete Wege finde ich aber gefährlich. Alte, sieche und schwer kranke Menschen dürfen den Tod nicht auf Krankenschein bekommen. Oder sich erklären zu müssen, warum sie diese Option nicht wählen, wieso sie es bis zum Schluss durchstehen wollen. Außerdem halte ich es für eine Anmaßung, von außen zu sagen, das ist doch kein Leben mehr. Woher will ich das wissen?

„Ich sehne mich mehr nach inneren Reisen.“

Das impliziert ja, dass für mich Leben Leistung ist und Glück das, was ich als Glück empfunden habe.

Was bedeutet denn Glück für Sie?

Glück kann für mich das Spazierengehen im Wald sein. Ich brauche als Kontrast zu meinem Alltag Momente der Stille, in denen ich nicht höre und nicht selber sprechen muss. Die Natur fordert nichts von mir. Glück kann auch ein gutes Buch sein.

Was lesen Sie gerade?

„Hart auf hart“ von T.C. Boyle. Ich war einige Zeit mit einem Amerikaner liiert und mag die amerikanische Gesellschaft sehr. Ich mag die Offenheit, die große Hilfsbereitschaft. Boyle ist ein Seismograf dieser Gesellschaft. Ich mochte auch „Drop City“ gerne, da geht es um die Hippie-Bewegung.

Die steht Ihnen nahe?

Klar, so bin ich ja sozialisiert worden. Ich bin mit den Idealen der 68er aufgewachsen – Freiheit und Toleranz gegenüber verschiedenen Lebensentwürfen. Die Auseinandersetzung mit dem Faschismus war für mich ein Motiv für das Theologiestudium. Weil ich verstehen wollte, wie aus einer tiefen Liebe zwischen der deutschen und jüdischen Kultur – es gab ja schließlich nicht nur Antisemitismus –, wie aus dieser Verbindung ein Völkermord werden konnte. Der tiefste Grund für das Theologiestudium war aber das Biografische. Mein Vater ist Pastor. Das Pfarrhausleben hat viel Lebendigkeit in sich gehabt.

Sie haben diese Tradition weitergeführt.

Ja, auf meine eigene Weise, darauf waren meine Eltern stolz. Dann habe ich das Pfarrhausleben ganz bewusst hinter mir gelassen, weil mir das totale Ineinander von Privat und Beruf zu viel wurde. Um diese Trennung bin ich im Hospiz total froh.

Letzte Frage: Was möchten Sie vor Ihrem eigenen Tod unbedingt noch erleben?

Das ist ein Vorteil des Älterwerdens. Die großen Sensationen brauche ich nicht mehr. Ich fühle mich viel weniger unter Druck, sondern sehne mich eher nach den inneren Reisen.

Das Gespräch führte Ingmar Volkmann.